



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

J. Jefferson Farjeon

GEHEIMNIS IN WEISS

Eine weihnachtliche Kriminalgeschichte

Deutsch von Eike Schönfeld

Mit einem Nachwort

von Martin Edwards

KLETT-COTTA

www.klett-cotta.de

Die englische Originalausgabe erschien 1937 unter dem Titel

»Mystery In White« bei Wright & Brown, London

und liegt hier erstmals auf Deutsch vor.

© 2014 by Estate of J. Jefferson Farjeon

Nachwort © 2014 by Martin Edwards

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

Unter Verwendung einer Illustration von emiliano ponzi/2 agenten

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-96102-7

Kapitel 3

SELTSAME ZUFLUCHT

Klingeln ergab keine Reaktion. Klopfen war ebenso fruchtlos. Eine Weile lang sah es aus, als erwartete sie eine weitere Enttäuschung, wenngleich David gute Lust hatte, Fenster einzuschlagen, falls sich das als nötig erweisen sollte. Dann packte Lydia den Stier bei den Hörnern und probierte den Türgriff. Er ließ sich drehen, und mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung drückte sie die Tür auf. Ein Dach war, selbst ohne die Einladung, darunter zu verweilen, zur drängenden Notwendigkeit geworden.

Sie blickten in eine behagliche, geräumige Diele. Es war früher Nachmittag und noch nicht merklich dunkler geworden, doch in der Diele glomm ein seltsam weißer Schein, die Reflexion des einschließenden Schnees vor den Fenstern. Aber auch etwas Willkommeneres leuchtete, der Schein eines großen Holzfeuers. Die Scheite, die neben dem Rost aufgestapelt waren, hatten etwas angenehm Festtägliches, und der stille Friede der Diele stand in tröstlichem Gegensatz zu dem wilden weißen Strudel, dem sie eben entronnen waren. Das Einzige, was fehlte, um den Empfang zu vervollkommen, war ihr Gastgeber.

Doch statt seiner begrüßte sie ein großes Bild an der Wand überm Kamin. Es war ein Ölgemälde in einem schweren Gold-

rahmen von einem aufrechten alten Mann, dessen Augen sie mit einem herausfordernden, zynischen Leuchten betrachteten. Seine Augen und die aufrechte Haltung waren nicht das einzig Auffällige an ihm. Für einen Mann seiner Jahre besaß er bemerkenswert volles schwarzes Haar.

Weitere Gemälde hingen an den Wänden und stiegen neben einer geschwungenen Treppe hinauf, doch die ungeladenen Gäste nahmen wegen der beherrschenden Präsenz einzig das Gemälde des alten Mannes wahr.

Nach einem ersten flüchtigen Blick schritt David rasch zu einem Sofa beim Kamin und lud sachte seine Last darauf ab. Jessie regte sich gerade wieder, aber die Behaglichkeit des Sofas und die Wärme des Feuers schienen diese Rückkehr ins Bewusstsein durch eine neue, alle Anstrengung bekämpfende Ruhe zu verzögern. Er betrachtete sie eine Weile, während die anderen unsicher herumstanden.

»Das ist doch eigentlich ganz gut«, brach der Buchhalter das Schweigen.

»Unbedingt«, antwortete Lydia. »Ich sehe mir mal die Zimmer an.«

»Ja, jemand muss doch da sein«, bemerkte David mit Blick auf das Feuer. »Schau mal in die Küche. Vielleicht sind sie ja schwerhörig.«

Lydia verschwand in den hinteren Bereich der Diele. Bald darauf kam sie ziemlich verblüfft zurück.

»Niemand«, berichtete sie. »Aber im Kessel kocht Wasser.«

»Dann *muss* jemand da sein«, erwiderte David.

»Ja schon, aber wo? Auf dem Küchentisch steht eine Teekanne, bereit, gefüllt zu werden, und daneben eine Dose voller Tee. Und die Speisekammer ist voller Vorräte.«

»Du hast dich ja gut umgesehen.«

»Ich werde mich auch weiter umsehen!«

Sie klopfte an eine Tür rechts an der Diele. Als keine Antwort kam, öffnete sie sie vorsichtig und steckte den Kopf hinein.

»Ganz hübsches Esszimmer«, sagte sie. »Eichenbalken. Und noch ein Feuer.«

Als sie die Tür wieder zuzog, beschloss der Buchhalter, der an einem Minderwertigkeitskomplex litt, sich nützlich zu machen. Er sauste eifrig zu einer weiteren Tür auf der anderen Seite der Diele und öffnete sie, ohne anzuklopfen. Zu seinem Glück war dieses Zimmer ebenfalls leer, doch er erlebte eine Überraschung.

»Na, so was! Das ist ja ein Salon«, rief er aus, »und der Tisch ist gedeckt!«

Ihm wurde heftig bewusst, dass Lydias Kopf ihm über die Schulter spähte und diese beinahe berührte. An ein ödes, ereignisloses Leben gewöhnt, fand er es schwierig, angesichts seiner gegenwärtigen Gefühlsregungen Ruhe zu bewahren. Diese Regungen waren zahlreich und mannigfaltig, darunter Furcht vor Krankheit, Sorge wegen eines Rechtsanspruchs, dazu eine grässliche Kühle, die auf die Krankheit, die er fürchtete, oder eine weniger definierbare Ursache zurückzuführen sein mochte ... Dieses Haus ließ einen trotz der brennenden Feuer durchaus frösteln ... Aber das dominierende Gefühl dieses Moments wurde von dem Kopf erzeugt, der fast seine Schulter berührte.

»Komisch!«, sagte die Besitzerin des Kopfes. »Der Tisch gedeckt und keiner da! Sag, David, was hältst du davon?«

David wandte sich ihr vom Sofa aus zu.

»Oben ist ja auch noch etwas«, erwiderte er. »Das nehme ich mir mal vor, wenn du hierbleibst.«

»Warte noch!«, rief Lydia aus.

»Warum?«

»Weiß nicht. Doch, ich weiß es. Ich wollte sagen, sei vorsichtig.«

»Das erklärt gar nichts.«

»Nichts erklärt etwas! Wäre es ein schöner Tag, dann wäre es ganz natürlich, für einen Augenblick aus dem Haus zu gehen, während das Wasser kocht, aber bei diesem Wetter – kannst du mir *das* erklären? Wo sind sie hin? Doch nicht, um einen Brief einzuwerfen oder einen *Salatkopf* zu schneiden! Warum kommen sie nicht wieder? Ich habe es dir nicht gesagt, aber das Wasser hat nicht auf eine nette, stille Weise gekocht, es hat übergekocht. Oh, und auf dem Fußboden liegt ein Brotmesser.«

David sah seine Schwester durchdringend an. »Wirst du jetzt morbid?«, fragte er.

»Nein, Bruderherz«, erwiderte sie. »Nur ungeheuer interessiert!«

Dann ging David nach oben. Während sie ihn herumlaufen hörten, schritt Lydia zum Sofa und entdeckte ihre praktische Ader.

»Also, wir sollten hier etwas unternehmen«, sagte sie.

»Und wenn wir ihr kaltes Wasser ins Gesicht schütten?«, schlug der Buchhalter vor. »Das macht man doch immer.«

»Eine Prise Riechsalz unter die Nase dürfte besser sein«, antwortete sie. »Ich habe welches in meiner Tasche. Wo ist sie denn? Ah, da!« Während sie hinging, fragte sie: »Wie heißen Sie übrigens? Wir heißen Carrington.«

»Und ich Thomson«, erwiderte der Buchhalter. »Ohne p.«
Das erwähnte er immer, da er glaubte, es mache ihn besser.

»Nun, Mr. Thomson ohne p – Sie sehen übrigens auch nicht wie das blühende Leben aus –, würden Sie es über sich bringen, in die Küche zu gehen und ein wenig kaltes Wasser und ein Tuch zu holen? Vielleicht probieren wir es ja erst mit Ihrer Methode. Nur *schütten* wir es nicht auf sie, wir wollen es nur – nein, halt, einen Moment!«

Als sie sich über die bewusstlose Gestalt beugte, regte diese sich, und plötzlich schlug Jessie die Augen auf.

»Ganz ruhig«, sagte Lydia und legte ihr sanft eine Hand auf die Schulter, womit sie ein Aufbäumen bremste. »Alles ist gut, wir haben viel Zeit.«

Jessie starrte sie duseelig an, schloss die Augen und öffnete sie wieder. »War ich weggetreten?«, murmelte sie.

»Weit weg«, antwortete Lydia. »Und dann haben wir das Haus hier entdeckt.«

»Aber wie –«

»Mein Bruder hat Sie getragen. Ich würde jetzt erst mal nicht sprechen.«

»Nein, es war mein Fuß –«

»Ihr Fuß?« Lydia beugte sich hin und untersuchte ihn.

Dann sagte sie zu Thomson: »Doch, holen Sie bitte Wasser, aber heißes, nicht kaltes. Nein, beides. Im Kessel ist heißes, und lassen Sie den verdammten Tee Tee sein!«

Während sie noch sprach, kam David die Treppe herab. Als Antwort auf ihren raschen, fragenden Blick schüttelte er den Kopf.

»Niemand?«, fragte sie.

»Keine Menschenseele«, antwortete er.

Erneut blickte sie ihn an, las etwas in seinem Ton. Seit er wieder unten ist, ist er besorgter als vorher, befand sie. Doch seine Miene hellte sich auf, als er Jessie sah.

»Oh, großartig!«, rief er aus. »Wie geht es Ihnen?«

Jessie drehte den Kopf ziemlich schwach, aber ein wenig lächelnd.

»Nur ein bisschen komisch, sonst ganz gut«, antwortete sie.

»Ja, das haben Sie mir das letzte Mal auch gesagt«, erwiderte er, ebenfalls lächelnd. »Hoffentlich stimmt's diesmal.«

»Nein, dieses Mal auch nicht«, warf Lydia ein. »Sie hat sich den Knöchel verstaucht. Beeilen Sie sich, Mr. Thomson. Und hören Sie, lassen Sie den Tee doch nicht Tee sein, machen Sie ihn!«

Mit dem lachhaften Gefühl, ein Held zu sein, machte Thomson sich zur Küche auf. Bislang hatte er, wie er zugeben musste, nicht viel geleistet. Weder hatte er diese Expedition vorgeschlagen noch sie geführt. Als die attraktive Blondine in den Graben gerutscht war, war nicht er es gewesen, der sie herausgezogen und ins Haus getragen hatte. Gut, er war als Erster auf das Haus gestoßen. Fast wäre er buchstäblich dagegen gestoßen. Im Haus aber hatte er bloß herumgestanden und eine Tür geöffnet.

Nun jedoch erwachte seine Phantasie abrupt zum Leben, drängte ihn, sie in die Wirklichkeit zu übersetzen. In seiner Phantasie begegnete er häufig einer Fliegerin, die abgestürzt war, und trug sie, nachdem er sie vorsichtig aus dem Wrack gezogen hatte, zu einem kleinen, leeren Häuschen, machte ihr Tee und heiratete sie. Die Erwähnung des Tees holte ihn zurück auf seinen Sockel. *Er* gehörte nicht zu denen, die schnell und egoistisch ins Rampenlicht rannten – wie vielleicht Lydia

Carringtons Bruder ... Netter Kerl, der Bruder, aber vielleicht nur ein bisschen zu sehr in die eigene Stimme verliebt ... Nein, Robert Thomson war einer dieser stillen, bescheidenen, verlässlichen Burschen, die einer Gesellschaft – einer Frau wie, sagen wir, Lydia Carrington – mit ihrer Lauterkeit nur allmählich ihren Stempel aufdrückten. Ein David Carrington suchte das obere Stockwerk nach Leuten ab, von denen er schon vorher wusste, dass er sie nicht finden würde, ein Robert Thomson dagegen ging in die Küche und machte die benötigte Tasse Tee ... und hob das Brotmesser vom Fußboden auf ...

Oder – etwa nicht?

Thomson hatte sich schon nach dem Brotmesser gebückt, als er innehielt. Eine neue Seite von ihm hatte sich kühn, überraschend aufgetan, unterstützt von seiner steigenden Temperatur. Er war nicht mehr nur der stille, verlässliche Bursche, der eine Tasse Tee machen und Ruhe bewahren konnte, während die anderen herumrannten. Hinter seiner unauffälligen Art lauerte das Detektivgehirn, das lautlos und unvermutet arbeitete!

Beispielsweise das Brotmesser. Bloß ein Messer auf dem Fußboden, ja? Vielleicht – andererseits vielleicht auch nicht! Das Haus war leer, aber *jemand* war unlängst in der Küche gewesen, das war wegen des kochenden Wassers offensichtlich. Und wenn dieser Jemand nicht zurückkam – und bislang war dies nicht geschehen –, musste es dafür einen Grund geben. Vielleicht einen dunklen, bedrohlichen Grund, der nicht nur eine unmittelbare persönliche Gefahr für die Menschen innerhalb dieser Mauern darstellte, sondern auch etwas von breiterem Interesse für den Staatsanwalt war.

Daher, beschloss Thomson, dürfen etwaige Fingerabdrücke

auf dem Brotmesser nicht verwischt werden. Wenn man das Brotmesser überhaupt aufhob, dann mit einem Taschentuch, und davor musste man sich seine genaue Lage einprägen, die Richtung, in die es zeigte, auf welcher Seite die Schneide war ... und ob etwas an der Schneide war ...

Er spürte, dass jemand hinter ihm in der Küchentür stand. Er fuhr herum.

»Ein bisschen Beeilung«, sagte David. »Wir warten noch immer auf das Wasser.«

»Wie? Ja! Bin schon dabei«, rief Thomson aus, für einen Moment von seinem Sockel gestoßen. »Ich - ich habe mir gerade das Messer angesehen.«

David blickte ihn neugierig an und dann das Messer.

»Was ist mit dem Messer?«, fragte er.

»Nichts«, antwortete Thomson.

David ging zum Kessel, nahm einen Topf und goss etwas Wasser hinein. »Ich nehme das mal mit«, sagte er, »dann können Sie ja den Tee machen.«

Die Demütigung belebte den Buchhalter wieder. »Sie wollen auch kaltes«, murmelte er und eilte zum Wasserhahn.

Während Thomson einen kleinen Eimer füllte, nahm David ein Tuch und einen Schwamm und tat diese zu seinem Topf. Dann übernahm er von Thomson den kleinen Eimer und machte sich auf den Rückweg. An der Tür jedoch hielt er inne.

»Das Messer da würde ich nicht anfassen«, sagte er.

»Das wollte ich auch nicht«, erwiderte Thomson.

»Warum nicht?«, fragte David. »Haben Sie etwas gefunden?«

»Nein. Was meinen Sie?«

»Aha. Nur eine kluge Vorsichtsmaßnahme. Na, da haben Sie

recht. Aber als ich da oben herumgestöbert habe, habe *ich* etwas gefunden.«

»Was denn?«

»Eine verriegelte Tür. Das muss natürlich nichts bedeuten, nur als ich klopfte, kam keine Antwort.«

»Man verriegelt oft Türen, wenn man weggeht«, antwortete Thomson.

»Schon, aber man lässt nicht andere Leute dahinter zurück«, antwortete David. Fast lachte er über das verdutzte Gesicht des Buchhalters. »Keine Sorge, das Geräusch, das ich gehört habe, könnte auch eine Maus gewesen sein. Übrigens, wenn Sie den Tee bringen, erwähnen Sie nichts von der Maus. Der Tee soll seine Wirkung tun.«

Lydia hatte Jessie den Strumpf ausgezogen, als David mit dem Wasser erschien.

»Habt ihr beiden denn Bridge gespielt?«, fragte sie. »Ich dachte, du kommst nie!«

»Entschuldige«, sagte David. »Na, der Fuß sieht ja ganz schön geschwollen aus!«

»Er ist geschwollen«, kam als Erwiderung. »Wetten, dass wir alle Weihnachten hier verbringen?«

»Ach, ich komm schon zurecht!«, rief Jessie. »Wegen mir müssen Sie sowieso nicht hierbleiben!«

»Sie glauben doch wohl nicht, dass wir alle davonmarschieren und Sie hier allein zurücklassen!«, sagte Lydia. »Aber ich dachte dabei nicht nur daran. Schauen Sie mal aus dem Fenster!«

Es schneite so stetig wie zuvor.

»Also, wir sind ja keine so üble Gruppe«, sagte David, »wenn es zum Schlimmsten kommt – und die Speisekammer ist voll.

Sorgen mache ich mir aber um den alten Mr. Wie-heißt-er-noch«, fügte er hinzu. »Ich hoffe, er ist irgendwo untergekommen.«

Er wandte sich zur Treppe.

»Wohin gehst du?«, fragte Lydia.

»Ich dachte, falls du mich für die Operation nicht brauchst, sehe ich mich noch mal oben um. Es wäre doch *ziemlich* nett, wenn wir jemanden finden könnten, der uns zum Tee bittet.«

»Wir brauchen dich nicht, geh nur. Aber wir trinken Tee, gebeten oder nicht!«

In der Küche wurde explosionsartig geniest.

»Der Koch erkältet sich«, murmelte Lydia. »Ich habe mir schon gedacht, dass er ein wenig grün aussieht.«

David ging ein zweites Mal die Treppe hinauf. Dabei warf er noch einen Blick auf das Bild überm Kamin, und die hellen, zynischen Augen des Sujets schienen ihm zu folgen.

Das Haus war lang und niedrig, und es gab nur zwei Geschosse, allerdings führte, wie es schien, oben noch eine schmale Treppe zu einer Mansarde, und die Tür davor war verriegelt gewesen. Die Geräusche, die er bei seinem ersten Besuch gehört hatte, konnten, wie von ihm erklärt, durchaus von einem Nager stammen, aber diese Erklärung befriedigte ihn nicht.

Die obere Treppe war ohne Läufer. Mehrere Stufen knarrten. Die vor dem oberen Absatz war lose, und vorsichtig stieg er über sie hinweg. Auf dem kleinen, quadratischen Absatz mit der einen Tür angelangt, klopfte er.

Wie zuvor kam keine Antwort. Aber beim ersten Mal waren unmittelbar auf sein Klopfen hin Geräusche gefolgt. Jetzt hörte er keine.

Dieser Raum ist ein Ärgernis, dachte er. Aber jetzt werde ich selber zu einem.

Er packte den Griff, drehte und rüttelte ihn. Zu seiner Verblüffung war die Tür nicht mehr verriegelt. Er stieß sie auf und blickte in einen kahlen, leeren Raum.

Kapitel 4

TEE FÜR SECHS

Auf seinem Weg hinab in die Diele bot sich ihm eine neue Überraschung. Mr. Edward Maltby von der Königlich-Parapsychologischen Gesellschaft stand in der Tür und sah aus wie ein ehrwürdiger Schneemann, und hinter ihm stand ein zweiter, allerdings weniger ehrwürdiger. Der zweite Schneemann war massiger als der erste, und obwohl David vom Fuß der Treppe nur wenig von seinem Gesicht sehen konnte, machte das keinen günstigen Eindruck. Er hatte das Gefühl, dass eine ganz angenehme kleine Gemeinschaft aufgebrochen wurde.

Mr. Maltby hingegen war in dem Moment offenbar gar nicht bewusst, dass es überhaupt eine kleine Gesellschaft gab. Sein Blick haftete auf dem Bild über dem Kamin, und sein Interesse – in diesem Augenblick vollkommen unvernünftig – schien dessen sonderbare Bedeutung noch zu steigern. Nach Davids Erscheinen fiel mehrere Sekunden lang kein Wort. Der alte Mann senkte den Blick und lächelte.

»Dann haben Sie es also auch versucht«, sagte er. »Ich hoffe, Ihr Gastgeber hat noch Platz für zwei weitere.«

»Wir haben keinen Gastgeber«, erwiderte Lydia. »Jedenfalls können wir ihn nicht finden.«

»Ach ja?« Mr. Maltby wirkte nachdenklich. »Wie sind Sie dann hereingekommen?«

»Genau wie Sie. Die Haustür war nicht verschlossen.«

»Aha.« Er wandte sich an den Mann hinter ihm. »Und? Folgen wir ihrem Beispiel?«

»Weiß nich«, antwortete der Mann. »Vielleicht gehn wir lieber weiter.«

»Ein hervorragender Vorschlag, allerdings wie so viele hervorragende Vorschläge undurchführbar«, versetzte Mr. Maltby, während er in die Diele trat.

Der Mann hinter ihm zögerte, folgte ihm dann aber. Mr. Maltby trat zur Seite und schloss die Tür.

»Es tut mir leid, dass Sie einen Unfall hatten«, sagte er zu Jessie. »Ich hoffe, es ist nicht schlimm.«

»Nein, bloß mein Fuß, ich bin gestürzt«, rief Jessie. »Eine komische Situation, ich weiß nicht, was wir alle sagen, wenn die Leute hier zurückkehren.«

»Vielleicht kehren sie ja gar nicht zurück«, bemerkte der alte Mann.

»Wieso glauben Sie das?«, fragte Lydia.

»Habe ich gesagt, dass ich es glaube? Und doch könnte man es meinen – bei diesem Wetter –, falls sie heute überhaupt da gewesen sind.«

»Wir haben Ihnen schon gesagt, dass die Tür nicht verschlossen war«, erinnerte David ihn.

»Allerdings«, nickte Mr. Maltby und wandte sich zur Tür. »Schade, dass es kein Yaleschloss ist.«

»Warum schade?«, fragte Lydia. »Bei so einem wären wir gar nicht reingekommen.«

»Sie meinen, wir wären vielleicht gar nicht reingekommen«, verbesserte Mr. Maltby sie. »Ich finde auch, dass es schade gewesen wäre. Schade ist es auch, geschmolzenen Schnee auf an-

derer Leute Teppich tropfen zu lassen.« Er zog seinen Mantel aus und hängte ihn sorgsam über eine Stuhllehne. »Aber ein Yaleschloss kann mit einer Sperre offen gehalten werden. Diese könnte fixiert gewesen sein. Dann hätten wir einen stärkeren Hinweis darauf gehabt, dass die Tür bewusst so gelassen wurde, wie wir sie vorgefunden haben. Allerdings vergisst man derlei Dinge zuweilen aus Unachtsamkeit, sogar auch, eine Tür mit einem gewöhnlichen Schlüssel abzuschließen wie im jetzigen Fall.«

»Womit Sie meinen«, warf David ein, »dass die Familie schon vor einer Weile gegangen sein und vergessen haben könnte, abzuschließen und den Schlüssel mitzunehmen?«

»Aber das Feuer widerlegt diese Idee«, sinnierte der alte Mann.

»Noch etwas kommt dazu, Sir. In einem Kessel kocht Wasser, im Salon ist der Tisch gedeckt –«

»Und auf dem Fußboden liegt ein Brotmesser!«, fügte Thomson hastig hinzu.

Der alte Mann musterte Thomson einige Augenblicke lang, und der Buchhalter wünschte, ohne genau zu wissen, warum, er hätte nichts gesagt. Dann blickte Mr. Maltby reihum die anderen an, einschließlich seines massigen, gewöhnlichen Begleiters – dessen Gewöhnlichkeit mit dem einen Beitrag erwiesen war, den er bis dahin zur Unterhaltung beigesteuert hatte –, und zuletzt das Porträt überm Kamin.

»Das alles ist hochinteressant«, bemerkte er. »Ja, äußerst interessant. Einschließlich dieses Bildes. Ein bemerkenswerter alter Bursche. Aber doch nicht so alt, wie? Wie alt? Sechzig? Ein angenehmes Alter, sechzig. Meines.«

David unterdrückte eine aufkeimende Verärgerung. Mr. Malt-

by hatte, obwohl Nachzügler, auf subtile Weise die Zügel in die Hand genommen, und soweit David sehen konnte, gab es bis auf die Tatsache, dass er sechzig Jahre alt war, keinen Grund dafür. Nicht nur hatte er die angenehme familiäre Atmosphäre verändert, indem er das Unheilvolle des Hauses betonte, was David eigentlich hatte herunterspielen wollen, er bestimmte auch den Ton und das Tempo. Warum hängen wir alle derart an seinen Worten?, ärgerte sich David. Er scheint doch ein ganz anständiger alter Bursche zu sein, aber ich mag es nicht, wie er uns beiseitewischt! Und den anderen Kerl mag ich auch nicht!

»Beunruhigt Sie etwas?«, fragte Mr. Maltby.

David schreckte hoch.

»Mich beunruhigt so einiges«, erwiderte er, wobei er rasch die eigentliche Ursache verbarg. »Ich glaube, wir sind alle beunruhigt. Ganz abgesehen von der merkwürdigen Lage, in der wir stecken, müssen wir alle irgendwohin, und wie schaffen wir das? Wie sollen wir überhaupt von hier wegkommen?«

»Nach meiner Erfahrung der letzten zehn Minuten«, antwortete Mr. Maltby, »bin ich fest davon überzeugt, dass es in nächster Zeit keinerlei gangbare Methode geben wird, von hier wegzukommen. Wir wollen daher dem Schicksal dankbar sein, dass es uns wenigstens unter einem Dach abgesetzt hat. Zumal einem, unter dem es offenbar viele Annehmlichkeiten gibt. Ein Feuer –«

»Mehrere Feuer«, unterbrach ihn Lydia.

»Ach ja? Die merkwürdige Lage wird immer faszinierender. Mehrere Feuer. Und dann ist auch noch der Tisch gedeckt. Falls im Verlauf des, sagen wir, nächsten Vierteljahres niemand zurückkehrt, könnten wir vielleicht sogar –?«

»Das werden wir vielleicht sogar!«, lächelte Lydia. »Der Tee ist fertig, und wir wollten ihn gerade trinken!«

»Dann war *das* also nicht Ihre Sorge?«, fragte der alte Mann, wieder an David gewandt.

»Oh! Was dann?«, erwiderte David.

»Das war meine Frage. Doch etwa nicht das Brotmesser? Üb- rigens sehe ich es gar nicht auf dem Fußboden.«

»Es war auf dem Fußboden in der Küche.«

»War?«

»Ist«, meldete Thomson sich erneut in dem kühnen Versuch, der Gruppe seine unwesentliche Persönlichkeit aufzuprägen. »Wir haben es nicht angefasst. Wir haben es dort liegen las- sen.«

»Das war überraschend klug. Vermutlich wollten Sie die Fin- gerabdrücke des Mörders nicht verwischen?«

Jessie ächzte leise auf. Der Cockney leistete seinen zweiten Beitrag zur Unterhaltung.

»Was solln das?«, fragte er stirnrunzelnd.

»Na, kommen Sie! Ein Brotmesser auf dem Fußboden!«, rief Mr. Maltby aus; er blieb bei seinem zynischen Humor. »Würde das nicht jeden überführen?«

»Nur, wenn die Leiche gefunden wird«, erwiderte Thomson in dem Versuch, mitzuhalten.

»Sie wollen mich doch nicht enttäuschen? Erzählen Sie mir nicht, dass Sie die Leiche nicht beibringen können! Ein Brot- messer auf dem Fußboden, kochendes Wasser, der Tisch ge- deckt, die Haustür unverriegelt – und keine Leiche! Nun ja, wir müssen uns wohl damit zufriedengeben, daher wollen wir dankbar sein und Tee trinken. Den haben wir sicher alle nö- tigt, und falls der abwesende Gastgeber sich durch den Schnee

zurückkämpfen kann und sieht, wie wir uns aus seiner Speisekammer bedienen und sein Geschirr verwenden, regle ich es mit ihm. Sollte er *nicht* zurückkehren, können wir ja das Entgelt für den Schaden und einen Dankesbrief zurücklassen. Wie? Außerdem zittere ich, auch wenn Sie das vielleicht nicht merken.«

»Oh, aber natürlich!«, rief Jessie aus. »Kommen Sie doch ans Feuer! Ja, das ist eine hervorragende Idee, wir hinterlassen einen Brief und bezahlen dafür, damit dürfte es wohl in Ordnung sein. Ich meine, wenn es umgekehrt wäre und das unser Haus, würden wir nicht auch so denken?«

»Sicher«, antwortete Lydia und sprang auf. »Kommen Sie, bringen wir alles hierher! Hier ist es gemütlicher als im Salon.«

Mit einem Mal löste sich die angespannte Atmosphäre. Aus einer Ecke der Diele holten sie einen kleinen Tisch und stellten ihn vors Feuer, die Teesachen wurden aus dem Salon herbeigeschafft, und unter dem Einfluss des warmen, wohligen Getränks sowie Brot und Butter – etwas war aufgeschnitten gewesen, mehr wurde noch dazugetan, aber nicht mit dem Brotmesser – gewann ihre Zwangslage ein froheres Bild. Lydia, ein Auge auf der tapferen Jessie, die sich schneller erholte als von der Natur vorgesehen, hatte beschlossen, dass nicht mehr über Leichen und Fingerabdrücke geredet wurde, und hielt die Unterhaltung mit einer spritzigen Schilderung ihres Marschs durch den Schnee am Leben.

»Natürlich waren wir ausgemachte Idioten«, schloss sie, während sie die Tassen nachfüllte, »und wir sind schon in einer komischen Bredouille, aber meiner Meinung nach haben wir mehr Glück, als wir verdienen, Sie nicht ausgeschlossen,

Mr. Maltby«, fügte sie mahnend hinzu, »daher sollten wir das Beste daraus machen!«

»Tun wir das denn nicht?«, fragte Jessie.

»Doch«, nickte Lydia, »und wir machen so weiter, wie wir angefangen haben! Niemand verdirbt mir *mein* Weihnachten!«

»Hört, hört!«, murmelte Thomson. Er betrachtete zwei attraktive Frauen aus dem Augenwinkel, verglich sie mit seiner üblichen Speisegesellschaft – und mit derjenigen, zu der er unterwegs war – und konnte nicht klagen. Vielmehr glaubte er, dass er die mögliche Entdeckung einer Leiche begrüßen würde, damit er diese Schönheiten mit neuen, erregenden Eigenschaften beeindrucken konnte – vorausgesetzt, sein Nervenkostüm hielt es aus, wessen er nicht ganz sicher war, denn er hatte schlimme Kopfschmerzen, wobei Tee und Feuer ihn optimistisch stimmten. »In jedem Fall«, befand er mit der bewussten Kühnheit seiner fiebrigen Gedanken, »werde ich diese Nacht an sie denken.« Ja, es sollte ein größeres Flugzeug sein, das in seine nächtlichen Phantasien krachte. Ein Flugzeug für zwei. Und ein etwas größeres Häuschen. Oder ein Hausboot auf den Broads? Das Flugzeug konnte ja nahe dem Hausboot niedergehen, wo er einen einsamen Urlaub verbracht und vielleicht Vögel beobachtet hätte, und dahin würde er sie bringen, ihnen sein Zimmer überlassen und heldenhaft die ganze Nacht draußen sitzen ... *Hatschi!*

»Na, jetzt haben Sie sich *doch* erkältet!«, stellte Lydia fest. »Vielleicht noch ein Scheit? Und dafür weitere zwei Pence auf die Rechnung?«

David, der neben dem Sofa auf einem Hocker saß, wick sorgfältig Jessies bandagiertem Fuß aus, als er sich vorbeugte

und ein frisches Scheit aufs Feuer legte. Der bandagierte Fuß war wenige Zentimeter von seiner Nase entfernt. Mit der Verärgerung des unabhängigen Geistes bemühte er sich sehr, ihn nicht zu bemerken.

»Was ist denn mit *Ihrer* Geschichte, Sir?«, fragte er Mr. Maltby. »Die haben wir noch gar nicht gehört. Wie haben *Sie* das Haus hier entdeckt?«

»Ja, Sie sind doch vor uns losgegangen«, sagte Jessie. »Erzählen Sie uns, was geschehen ist. Wir haben nämlich versucht, Sie einzuholen, aber dann hat der Schnee Ihre Spuren verdeckt. Wir waren wirklich in großer Sorge um Sie!«

»Bitte erzählen Sie mir nicht, dass Sie ein Suchtrupp waren«, rief der alte Mann, »und dass *ich* Sie in das hier geführt habe!«

»O nein! Wir wären auch so gegangen. Nicht wahr?« Sie appellierte an die anderen. »Erinnern Sie sich nicht? Wir haben alle darüber gesprochen. Ich glaube, ich habe damit angefangen, oder auch nicht, ich hab's vergessen. Und dann sind Sie plötzlich aufgesprungen, als hätten Sie jemanden gesehen, und das dachten auch *wir* einen Augenblick lang, und wir sagten, vielleicht war es ja Charles der Erste! Oh!« Sie wandte sich an den Cockney. »Waren Sie das?«

»Ich? Nein!«, rief der gewöhnliche Mann aus. »Ich war nicht in dem Zug!«

Er redete mit verblüffender Vehemenz. Mr. Maltby brach eine kurze Stille mit der Bemerkung: »Ich bin unserem Freund begegnet, Mr. ...?« Er machte eine einladende Pause.

»Wie?«, stieß der Mann hervor.

»Einige von uns haben die Namen ausgetauscht«, sagte der alte Mann. »Meiner ist Maltby. Dürfen wir Ihren erfahren?«

»Warum nicht? Smith.«

»Vielen Dank. Jetzt wissen wir, was wir auf unsere Weihnachtsgarten schreiben müssen. Ich bin Mr. Smith direkt vor dem Haus begegnet. Eigentlich sind wir einander fast in die Arme gefallen. Anfangs dachte ich tatsächlich, dass ich ihn aus dem Zug habe steigen sehen, aber da hatte ich wohl unrecht. Wie sind Sie denn in dieses schreckliche Wetter geraten, Mr. Smith?«

»Ach, das ist nich besonnens interessant«, erwiderte der Cockney.

»Aber uns interessiert es«, drängte der alte Mann.

»Also, ich bin bloß rumgelaufen«, sagte Smith.

»Ja.«

»Von einem Ort zum anderen, und dann ist der Schnee gekommen, und ich bin da reingeraten, wie Sie auch.«

»Wohin gingen Sie?«

»Wie?«

»Wir wollten einen anderen Bahnhof suchen«, sagte Jessie.

»Stimmt, ich auch«, antwortete Smith.

»Einen anderen?«, murmelte Mr. Maltby.

»Was meinen damit?«, fragte Smith. »Ich kann dochn Bahnhof suchen, wann ich will, da muss ich doch keinen um Erlaubnis bitten!«

»Ich bitte um Entschuldigung«, unterbrach ihn Mr. Maltby. »Ich war nur verwundert, wo Sie doch nicht in unserem Zug waren, warum Sie einen *anderen* Bahnhof suchten –«

»Ich hab nicht einen anderen gesagt! Das war sie!« Er deutete mit dem Kopf auf Jessie.

»Wieder bitte ich um Entschuldigung. Welchen Bahnhof haben Sie denn gesucht?«